

vor der Tür steht, wir seien zu viele, und diese Insel werde unter unserem Gewicht nachgeben. Ich bin froh, dass sie blind ist und all das nicht sehen muss. Natürlich ist mir bewusst, wie das klingt! Wenn ich ihr den Schlüssel zu der Tür in eine andere Welt geben könnte, würde ich mir für sie wünschen, sie könnte wieder sehen. Aber es müsste eine Welt sein, die sich grundlegend von dieser hier unterscheidet. Eine Welt, in der eben die Sonne aufgeht und die Mauer rund um die Altstadt und die zellenartigen Quartiere außerhalb dieser Mauer berührt, die Wohnhäuser und Apartmentblöcke und Hotels und die engen Gassen und den Markt unter freiem Himmel, wo an Ständen Tausende Halsketten hängen und im ersten Licht des Tages glänzen, und wo in der Ferne, jenseits der Wüste, Gold auf Gold

und Rot auf Rot trifft.

Sami wäre dort; immer noch lachend würde er in seinen abgetragenen Sneakers durch diese Gassen rennen, das Kleingeld in der Hand, auf dem Weg zum Milchladen. Ich versuche, nicht an Sami zu denken. Aber was ist mit Mohammed? Ich warte immer noch darauf, dass er den Brief und das Geld findet, das ich unter dem Glas mit dem Schokoladenaufstrich für ihn zurückgelassen habe. Ich glaube, eines Morgens wird es an der Tür klopfen, und wenn ich aufmache, wird er vor mir stehen, und ich werde fragen: »Wie hast du es geschafft, den weiten Weg hierherzukommen, Mohammed? Woher wusstest du überhaupt, wo du uns finden würdest?«

Gestern habe ich im beschlagenen Spiegel des Badezimmers, das wir uns mit den anderen

teilen, einen Jungen gesehen. Er trug ein schwarzes T-Shirt, aber als ich mich umdrehte, war es der Mann aus Marokko, der auf dem Klo saß und pinkelte. »Du solltest die Tür abschließen«, sagte er in seinem eigenen Arabisch.

Ich erinnere mich nicht an seinen Namen, aber ich weiß, dass er aus einem Dorf in der Nähe von Taza am Fuße des Rif-Gebirges stammt. Gestern Abend hat er mir erzählt, dass sie ihn wahrscheinlich in ein Abschiebezentrum namens Yarl's Wood verlegen werden – die Sozialarbeiterin hält es zumindest für möglich. Heute Nachmittag habe ich ein Gespräch mit ihr. Der Marokkaner sagt, sie sei sehr schön; sie sieht angeblich aus wie eine Tänzerin aus Paris, mit der er einmal in einem Hotel in Rabat geschlafen hat, lange

bevor er seine Frau heiratete. Er hat sich nach meinem Leben in Syrien erkundigt. Ich habe ihm von meinen Bienenstöcken in Aleppo erzählt.

Abends bringt die Hauswirtin uns Tee mit Milch. Der Marokkaner ist alt – schätzungsweise achtzig, vielleicht sogar neunzig. Er sieht aus wie aus Leder und riecht auch so. Er liest ein Buch mit dem Titel *Wie man Brite wird*, und manchmal lächelt er dabei spöttisch vor sich hin. Er hat sein Telefon auf dem Schoß liegen, und am Ende jeder Seite hält er inne und wirft einen kurzen Blick darauf, aber nie ruft jemand an. Ich weiß nicht, auf wen er wartet, ich weiß nicht, wie er hergekommen ist, und ich weiß nicht, warum er so spät im Leben eine solche Reise auf sich genommen hat, denn er sieht mir aus wie ein

Mann, der nur noch auf den Tod wartet. Er findet es unmöglich, dass die nicht muslimischen Männer ihr Geschäft im Stehen verrichten.

Wir wohnen ungefähr zu zehnt in dieser heruntergekommenen Pension am Meer, alle aus verschiedenen Gegenden, und alle warten wir auf etwas. Vielleicht lassen sie uns bleiben, vielleicht schicken sie uns wieder zurück, aber darauf haben wir kaum mehr Einfluss – es gibt keine Entscheidungen mehr zu treffen, welchen Weg wir einschlagen, wem wir vertrauen, ob wir noch einmal diesen Schläger erheben und einen Mann töten sollen. Das alles ist Vergangenheit. Die Erinnerung daran wird sich verflüchtigen, genau wie der Fluss.

Ich nehme Afras Abaya vom Kleiderbügel im